

ANDREAS HEYER

Stationen einer Enttäuschung

Kleists Briefe aus Paris (1801)

Das Leben des Schriftstellers Heinrich von Kleist, der am 1. Oktober 1777 geboren wurde, zerfällt in zwei Teile.¹ Nach mäßiger Schulbildung trat er 1792, also drei Jahre nach Beginn der Französischen Revolution, der Armee bei; mehrere Stationen und Beförderungen folgten in den nächsten Jahren. Daneben unternahm er immer wieder verschiedene Reisen. 1799 verließ er das Militär und es begann jene Zeit, mit der wir uns in der Folge beschäftigen werden. Es waren Jahre der Unruhe, des Changierens und Tastens, in denen sich der zweite – kurze – Abschnitt seines Lebens bereits ankündigte: Der Versuch, mit den Möglichkeiten der Literatur zu verarbeiten, was kaum zu erkennen war. Dem entspricht, dass die meisten Briefe Kleists, jene Zeugnisse, in denen sich das Private der Existenz vielleicht am deutlichsten offenbart, aus den Jahren 1800 bis 1802 erhalten sind. Gerichtet sind sie vor allem an seine Schwester und an seine Verlobte. Wer sich auf diese Briefe einlässt und sie apperzeptiv liest, kann einen Kleist entdecken, der vor allem von einem Konflikt beherrscht ist: Dem Versuch der Positionierung gegenüber der Gesellschaft – eine Konfrontation, der man sich nicht verweigern/entziehen könne. Es ist das Ringen eines Schriftstellers, der noch kaum eine Zeile geschrieben hat, aber getrieben ist von der Auseinandersetzung mit seiner Zeit, die ihm zutiefst fremd ist. Eines aber war Kleist klar: Die Beantwortung der Frage, was er alles nicht mehr machen will, die Bestimmung des eigenen Ichs ist zumindest in der Negation möglich. Nachdem er die Armee – dem Vernehmen nach endgültig – verlassen hat, stürzte er sich in die Wissenschaften. Mathematik und Philosophie wurden seine Passion. Doch auch hier kam er nicht weiter, stieß an die Grenzen der Wissenschaft, die sich, wie er schreibt, als »Ekel vor Büchern« (S. 203) äußern. Er kann und will nicht mehr lesen. Hinzu trat der »Ekel vor der Einseitigkeit« (S. 251) wissenschaftlichen Arbeitens. Was über 100 Jahre später von Max Weber auf die bekannte Formel des »Fachmenschen ohne Herz« gebracht wurde, ist im Denken Kleists präsent unter dem Stichwort der »zyklopischen Einseitigkeit« (S. 252).

In einem seiner längsten Briefe, gerichtet an Adolfine von Werdeck (die er aus seiner Militärzeit kannte), erkundete Kleist sein Innenleben und erlaubte Einblicke in eben dieses: »Ich möchte so gern in einer rein-menschlichen Bildung fortschreiten, aber das Wissen macht uns weder besser, noch glücklicher. Ja, wenn wir den ganzen Zusammenhang der Dinge einsehen könnten! Aber ist nicht der Anfang und das Ende jeder Wissenschaft in Dunkel gehüllt?

Andreas Heyer – Jg. 1974, Dr. phil., Politikwissenschaftler am Institut für Politikwissenschaft der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Publikationen u. a.: Die Utopie steht links! Ein Essay (Rosa-Luxemburg-Stiftung, Texte 26), Berlin 2006. Zuletzt in UTOPIE kreativ: Maximilien Robespierre. Die Entdeckung der Moderne zwischen Tugend und Terror, Heft 181 (November 2005).

1 Die Werke Kleists liegen in der maßgeblichen Ausgabe im Aufbau-Verlag vor. Herausgegeben von Siegfried Streller, ist die vierte Auflage von 1995 noch greifbar. Der vierte Band enthält den Briefwechsel, aus dem in der Folge im laufenden Text zitiert wird. Eine gute und lesenswerte Biographie bietet Zimmer-

mann, H. D.: Heinrich von Kleist. Eine Biographie, Reinbek 1991, ansonsten ist die Sekundärliteratur fast unüberschaubar.

Oder soll ich alle diese Fähigkeiten und alle diese Kräfte und dieses ganze Leben nur dazu anwenden, eine Insektengattung kennen zu lernen, oder einer Pflanze ihren Platz in der Reihe der Dinge anzuweisen? Ach, mich ekelt vor dieser Einseitigkeit! Ich glaube, dass Newton an dem Busen eines Mädchens nichts anderes sah, als seine krumme Linie, und dass ihm an ihrem Herzen nichts merkwürdig war, als sein Kubikinhalt.« (S. 251) Dieser negativen Zeichnung der Wissenschaften und der Beschreibung, warum er sich nicht mehr mit ihnen zu beschäftigen vermag, lässt sich auf das von Jean-Jacques Rousseau im *Discours sur l'inégalité* bereits 1755 vorgetragene Argument zurückführen, dass die Menschheit ohne Wissenschaften und Künste, und damit ohne den Fortschritt, glücklicher wäre. Und eine weitere Übereinstimmung tritt hinzu. Kleist betonte, dass der Mensch quasi anthropologisch dazu veranlagt sei, sich zu vervollkommen. Das Individuum muss und will sich aufklären, so Kleist apodiktisch, auch wenn der Preis für diese Bildung als Zivilisation die Dekadenz und der Luxus sind. (S. 255) Damit ist jedoch die große Differenz zwischen beiden eindeutig benannt: Der Rousseau-Verehrer Kleist entscheidet sich mit Blick auf den Fortschritt gegen den Franzosen, will oder kann das Paradox zwischen Kultur und Verfall nicht auflösen. Rousseau argumentierte gegen die Wissenschaften und Künste, betrieb sie aber dennoch. Kleist will sich mit ihnen beschäftigen, kann es aber nicht. Es ist in diesem Sinne nicht verfehlt, wenn wir Kleist vor dem Hintergrund der französischen Spielart der Epoche der Aufklärung interpretieren. Nicht zuletzt, da sich in Frankreich selbst in den Jahren der Revolution noch einmal genau die Thematisierung des soeben angerissenen Antagonismus von Natur und Kultur, von Irrationalität und Vernunft voll Bahn brach. Der Comte de Volney schrieb seine *Ruinen*, die Georg Forster ins Deutsche übersetzte; der Marquis de Condorcet setzte auf die Vermessung der Geschichte; das revolutionäre Theater versuchte die Imaginierung einer bürgerlichen Moral; Bernardin de Saint-Pierre beschwor die Natur; der für kurze Zeit aus der Haft entlassene Marquis de Sade kämpfte für den Atheismus; die so genannten Ideologen, deren Geschichte Sergio Moravia rekonstruierte, setzten auf die Weiterführung der Erkenntnistheorie und damit die Erforschung des eigenen »Ichs«. Es ist kaum anzunehmen, dass Kleist diese moderne Entwicklung wahrgenommen hat. Für ihn blieb Rousseau und das durch diesen aufgestellte Natur-Ideal (dessen Facettenreichtum er ebenfalls nicht erkannte oder reflektierte) der Inbegriff »wahrer Moralität«. Ein Akt, der sich in Kleists Kritik der Großstädte und Metropolen manifestierte, hier ganz im Sinne der frühen englischen Romantik.

Am 15. April 1801 verließ Kleist mit Ziel Paris die Stadt Berlin, wo er längere Zeit gelebt hatte. Die Stationen der Reise – unter anderem mit Aufenthalten in Dresden, Leipzig, Halle, Halberstadt, der Brockenbesteigung, Mainz, Rheinfahrt, Heidelberg und Straßburg – sind bekannt. Erwähnenswert ist vor allem, dass er in Halberstadt mit Johann Wilhelm Ludwig Gleim zusammentraf. Und sowohl bei der Beschreibung des Besuchs bei Gleim als auch der Rheingegenden verdeutlicht sich, dass Kleist tatsächlich als Rousseauist angesehen werden kann: ist er doch nicht nur immer wieder überwältigt

von der Natur und der Einsamkeit, vielmehr findet sich darüber hinaus bei ihm eine Ächtung des Krieges ebenso wie er sich bewusst ist, dass er in der französischen Hauptstadt nicht eine glückliche Nation finden wird, sondern das Paris der Laster und Ausschweifungen (S. 230), wie es neben Rousseau vor allem Louis-Sébastien Mercier, Denis Diderot und Rétif de la Bretonne beschrieben haben. Und wo das Laster zu Hause ist, da schweigt nach Kleist (und Rousseau) das Herz. An die Gattin des Malers Heinrich Lohse, Karoline von Schlieben, schrieb Kleist am 18. Juli 1801 in diesem Sinne: »Ach, es muss öde und leer und traurig sein, später zu sterben, als das Herz. Aber noch lebt es – Zwar hier in Paris ist es so gut, als tot. Wenn ich das Fenster öffne, so sehe ich nichts, als die blasse, matte, fade Stadt mit ihren hohen, grauen Schieferdächern und ihren ungestalteten Schornsteinen, ein wenig von den Spitzen der Tuilerien, und lauter Menschen, die man vergisst, wenn sie um die Ecke sind. Noch kenne ich wenige von ihnen, ich liebe noch keinen, und weiß nicht, ob ich einen lieben werde. Denn in den Hauptstädten sind die Menschen zu gewitzigt, um offen, zu zierlich, um wahr zu sein. Schauspieler sind sie, die einander wechselseitig betrügen, und dabei tun, als ob sie es nicht merken. Man geht kalt aneinander vorüber; man windet sich in den Straßen durch einen Haufen von Menschen, denen nichts gleichgültiger ist, als ihresgleichen; ehe man eine Entscheidung gefasst hat, ist sie von zehn anderen verdrängt; dabei knüpft man sich an keinen, keiner knüpft sich an uns; man grüßt einander höflich, aber das Herz ist hier so unbrauchbar, wie eine Lunge unter der luftleeren Campagne, und wenn einmal ein Gefühl entschlüpft, so verhallt es, wie ein Flötenton im Orkan.« (S. 232)

Was Kleist an dieser Stelle als rousseauistische Kritik an den Großstädten am Beispiel Paris ausführt, findet sich bereits bei der Beschreibung von Berlin – als Ort der Dekadenz und oberflächlichen Vergnügungen bei permanenter Vertiefung des Lasters. Kleist weilte nach den angesprochenen Reisesationen vom 6. Juli bis ca. Ende November 1801 in Paris. Wie sah die Stadt, die er besuchte, aus? Einerseits waren seit Napoleons Staatsstreich die Metropole und auch die Revolution zur Ruhe gekommen, die täglichen Grabenkämpfe vorüber. Dafür befand sich Frankreich jedoch inmitten der weiteren Militarisierung der Außenpolitik, Napoleon errichtete das Königtum und damit die Despotie neu, wie viele der Beobachter ausführten, so etwa Johann Friedrich Reichardt in seinem Bericht *Vertraute Briefe aus Paris* (1802/03). Gerade in Paris war zu spüren, dass mit der Revolution auch die Energie der Bevölkerung ermattet war. Die Aufklärung, so fragt Kleist, hat es sie wirklich ergeben, wenn man diese Stadt und dieses Land betrachtet? Bereits der Verschwörer Gracchus Babeuf hatte in der Mitte der Revolution genau diese Müdigkeit der Masse festgestellt und aus ihr die radikale Konsequenz abgeleitet, dass eine kleine Elite das Recht habe, im Namen der Vernunft die Forderungen des allgemeinen Willens – der *volonté générale* – mittels gewaltsamer Aktivitäten zu exekutieren. In einem Brief wehrt sich Kleist dagegen, dass er um seinen Aufenthalt in Paris zu beneiden sei. »Wenn sie mir folgen wollen, so will ich Ihren Geist in die Nähe der Kulissen führen, die aus der Ferne betrachtet, so reizend scheinen. Aber erschrecken müssen Sie nicht, wenn sie die Gestal-

Auf dem »Ersten Internationalen Schriftstellerkongress zur Verteidigung der Kultur«, abgehalten im Juni 1935 in Paris, hat Anna Seghers Kleist als einen derjenigen Schriftsteller interpretiert, die eine emanzipatorische Überwindung der Grenzen ihrer Zeit versuchten. Sie setzte die Generation der Romantik gegen den Hitlerfaschismus, die Kultur gegen die Barbarei. Ihre Anmerkungen können daher hier kurz wiedergegeben werden: »Bedenkt die erstaunliche Reihe der jungen, nach wenigen übermäßigen Anstrengungen ausgeschiedenen deutschen Schriftsteller. Keine Außenseiter und keine schwächelnden Klügler gehören in diese Reihe, sondern die Besten: Hölderlin, gestorben im Wahnsinn, Georg Büchner, gestorben durch Gehirnerkrankheit im Exil, Karoline Günderode, gestorben durch Selbstmord, Kleist durch Selbstmord, Lenz und Bürger im Wahnsinn. Das war in Frankreich die Zeit Stendhals und Balzacs. Diese deutschen Dichter schrieben Hymnen auf ihr Land, an dessen gesellschaftlicher Mauer sie ihre Stirnen wundrieben. Sie liebten gleichwohl ihr Land. Sie wussten nicht, dass das, was an ihrem Land geliebt wird, ihre unaufhörlichen, von den Zeitgenossen kaum gehörten Schläge gegen die Mauer waren. Durch diese Schläge sind sie für immer die Repräsentanten ihres Vaterlandes geworden. Entziehen wir die wirklichen nationalen Kulturgüter ihren vorgeblichen Sachverwaltern.« (Quelle: Paris 1935. Erster Internationaler Schriftstellerkongress zur Verteidigung der Kultur, hrsg. von Wolfgang Klein,

Berlin 1982, hier S. 280 f.) Und Max Brod, der Freund Franz Kafkas, führte aus: »Es ist heute Mode geworden, und zwar nicht nur in Deutschland, sondern seltsamerweise auch außerhalb, in der edlen deutschen Romantik, die sich stellenweise mit unserer Klassik überdeckte, also in der Romantik der Goethezeit, in Kleist, Hölderlin, Novalis, eine Art Vorläufertum des heutigen Nationalsozialismus zu sehen. Das ist im Sachlichen, das ich hier nicht ausführen kann, ganz falsch. (...) Man soll dem, was heute in Deutschland geschieht, nicht einen adligen Stammbaum des Geistes verschaffen, indem man es in Zusammenhang bringt mit jener alten deutschen Romantik.« (Quelle: ebenda, S. 142 f.)

ten ein wenig mit Farbe überladen und ein wenig grob gezeichnet finden. Denken Sie sich in der Mitte zwischen drei Hügeln, auf einem Flächenraum von ohngefähr einer Quadratmeile, einen Haufen von übereinandergeschobenen Häusern, welche schmal in die Höhe wachsen, gleichsam den Boden zu vervielfachen, denken sie sich alle diese Häuser durchgängig von jener blassen, matten Modefarbe, welche man weder gelb noch grau nennen kann, und unter ihnen einige schöne, edle, aber einzeln in der Stadt verstreut, denken Sie sich enge, krumme, stinkende Straßen, in welchen oft an einem Tage Kot mit Staub und Staub mit Kot abwechseln, denken sie sich endlich einen Strom, der, wie mancher fremde Jüngling, rein und klar in diese Stadt tritt, aber schmutzig und mit tausend Unrat geschwängert, sie verlässt, und der in fast grader Linie sie durchschneidet, als wollte er den ekelhaften Ort, in welchen er sich verirrt, schnell auf dem kürzesten Wege durcheilen – denken Sie sich alle diese Züge in einem Bilde, und sie haben ohngefähr das Bild von einer Stadt, deren Aufenthalt Ihnen so reizend scheint. Verrat, Mord und Diebstahl sind hier ganz unbedeutende Laster, deren Nachricht niemanden affiziert.« (S. 258 f.)

Der Ruhm der Stadt Paris verblasst für den Besucher. Ja, es entsteht sogar der Eindruck, dass er so nie existiert habe, eine Chimäre, erfunden für die Hoffnung der Menschheit. Paris, das ist nach Kleist ein großes Gemälde, auf welches die bedeutendsten Maler und Dichter ihre Bilder aufgetragen haben, aber die Farbe beginnt abzubrockeln. Und wenn man ganz nah vor dem Gemälde steht, dann sieht man die Details und nicht mehr die große Imagination. Man muss, wie Kleist empfiehlt, hinter die Kulissen schauen, um den wahren Charakter einer Sache zu erkennen. Es ist noch einmal das Erbe der Aufklärung, dass uns hier der Zweifel als Grundlage des Denkens von Kleist gegenübertritt. Die Theorie des exakten Beobachtens, um so Detail und Ganzes gleichermaßen in den Blick zu bekommen, stammt von Denis Diderot und Georg Forster, die sie unabhängig voneinander entwickelt, beschrieben und angewendet haben. In seinen *Ansichten vom Niederrhein* hat der wahrscheinlich bekannteste deutsche Revolutionär, der Weltreisende Georg Forster, den Besuch der Stadt Amsterdam niedergeschrieben. Hier begab er sich in den Hafen der prosperierenden Handels- und Weltstadt, der Metropole des bürgerlichen Geistes. Er sah das Treiben all der Teilnehmer der Marktgesellschaft, ein Schauspiel, das an einen Ameisenhaufen erinnert, wobei freilich in Amsterdam erst das Chaos, das Durcheinander und Gegeneinander den »Fortschritt« der sich ausbildenden kapitalistischen Welt bedingt. Paris aber war, Kleist zufolge, metaphorisch anders besetzt: Die revolutionäre »Hauptstadt der Menschheit« war zwar, das wissen wir heute, ebenfalls Teil der Herausbildung unserer Moderne, allerdings direkt gegen den Geist der Akkumulation gerichtet. Zumindest in ihren herausragenden Protagonisten: Robespierre, Babeuf, Saint-Just, Darnton und anderen mehr. Davon ist während Kleists Besuch freilich nichts mehr zu sehen. Mord, Dreck, Vernichtung, Diebstahl und Laster prägen ihm zufolge für den Fremden, der den Louvre verlässt, das Bild der Stadt (S. 259).

Umso überraschender ist es, dass wir Kleist in Begleitung Wilhelm von Humboldts, der sich ebenfalls in Paris aufhielt, zu Gast

beim Grafen Gustav von Schlabrendorf finden. Schlabrendorf war 1790 nach Paris gekommen und hatte alle Phasen der Revolution miterlebt. Er war auch 1801 noch den Idealen der Revolution verpflichtet, jener Aufbruchstimmung, die tausende von deutschen Revolutionstouristen nach Frankreich zog. Schlabrendorf war gleichsam der geronnene und konservierte Zeitgeist dieser Jahre, hatte ihn gegen Ludwig XVI. ebenso verteidigt wie gegen die Hochphase des jakobinischen Terreur und zum Schluss gegen Napoleon Bonaparte. Neben Konrad Engelbert Oelsner war er der letzte große deutsche Revolutionär in Frankreich, wovon auch sein Buch *Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Konsulat*, bekannt als *Anti-Napoleon*, zeugt, das in überarbeiteter Fassung von Johann Friedrich Reichardt 1804 herausgegeben wurde. Kleist und Schlabrendorf diskutierten viel über die französische Revolution, die letzterer ja miterlebt hatte und die für Kleist eher ein Ereignis der Jugend und der Ferne gewesen war. Beteiligt war an diesen Diskussionen wahrscheinlich auch Wilhelm von Humboldt, der Kleist bei Schlabrendorf einführte, den Kleist in seinen Briefen aber mit dessen Bruder Alexander verwechselt, was darauf schließen lässt, dass ihr Kontakt so eng nicht war (S. 235). Einig sind sich Kleist und Schlabrendorf vor allem in der Wertschätzung von Rousseau und Montesquieu. Und ein Weiteres stellt Gemeinsamkeit her: Der Hass auf Napoleon. Schlabrendorf wurde durch ihn zu seinem Buch veranlasst und Kleist trieb diese Kritik an Napoleon 1804 noch einmal nach Paris, wo er vermutlich als Kurier jakobinischer Gegner Napoleons verschiedene geheime Aufträge erledigte. Wahrscheinlich geht diese Tätigkeit auf seine 1803 erfolgte Bekanntschaft mit Georg Wedekind zurück, den er in Mainz getroffen hatte.

Doch trotz dieser Gemeinsamkeiten färbt Schlabrendorfs Revolutionsbegeisterung nicht auf Kleist ab. Prägend bleibt für ihn der Besuch des Freiheitsfestes in Paris am 14. Juli. Bereits hier, kurz nach seinem Eintreffen in Paris, hatte Kleist seine eigentliche Enttäuschung erfahren: als er merkte, dass der revolutionäre Geist dem römischen Motto von Brot und Spielen gewichen war. Der 14. Juli war der Tag des Sturmes auf die Bastille und als solcher mehr als jedes andere Ereignis der Französischen Revolution Ausdruck des Freiheitswillens der Bevölkerung. Und er war darüber hinaus der politische Akt der »kleinen Leute«, war Teil der »Revolution von unten«. Geblieben ist von der Freiheit nach Kleist nichts, sie ist verschwunden hinter den großen Arrangements der Feuerwerke, die mit dem Licht der Aufklärung nichts gemein haben. Ein Zitat kann Kleists Argumentation verdeutlichen. »Ich habe dem 14. Juli, dem Jahrestag der Zerstörung der Bastille beigewohnt, an welchem zugleich das Fest der wiedererrungenen Freiheit und das Friedensfest gefeiert ward. Wie solche Tage würdig begangen werden könnten, weiß ich nicht bestimmt; doch dies weiß ich, dass sie fast nicht unwürdiger begangen werden können, als dieser. Nicht als ob es an Obelisken und Triumphbogen und Dekorationen, und Illuminationen, und Feuerwerken und Luftbällen und Kanonaden gefehlt hätte, – behüte. Aber keine von allen Anstalten erinnerte an die Hauptgedanken, die Absicht, den Geist des Volkes durch eine bis zum Ekel gehäufte Menge von Vergnügen zu zerstreuen, war überall herrschend, und wenn die Regie-

rung einem Manne von Ehre hätte zumuten wollen, durch die *mâts de cocagne*, und die *jeux de carousels*, und die *théâtres forains* und die *escamoteurs*, und die *danseurs de corde* mit Heiligkeit an die Göttergaben Freiheit und Frieden erinnert zu werden, so wäre dies beleidigender, als ein Faustschlag in sein Antlitz. Rousseau ist immer das 4. Wort der Franzosen; und wie würde er sich schämen, wenn man ihm sagte, dass dies sein Werk sei?» (S. 235)

Es war Kleist zufolge die Aufklärung, die einst die Ideale der französischen Revolution beschwor, denen er sich über Rousseau verpflichtet fühlt. Doch das Paris nach Napoleons Machtergreifung hat mit diesen Bildern nichts mehr zu tun. Wo Schlabrendorf Anhänger der Revolution bleibt, da er sie in allen ihren Phasen beobachtete, kann sich Kleist nur noch abwenden. Nicht die Revolution erhält er aufrecht, sondern in ihm reift nun eine Idee, wie er sein Lebensglück abseits der dekadenten Großstadt verwirklichen könne. Die Ideale »Freiheit und Frieden«, von denen auch Kleist spricht, sind für ihn im Gegensatz zu Schlabrendorf nicht mehr für ein Volk als Ganzes zu erringen. Nur das einzelne Individuum kann sie für sich als Richtschnur seines Handelns anerkennen. Die Revolution wird zum Akt solitärer Verwirklichung, gleichzeitig aber auch – das ist die nicht zu unterschlagende Kehrseite – zum Abschied der Verantwortung des Intellektuellen. Kleist fasst den Plan, in der Schweiz einen Bauernhof zu errichten. Dazu kommt es nicht, aber er fährt mit dem Maler Heinrich Lohse nach Basel und Bern, zahlreiche weitere Reisen folgen. Die ambivalente Stellung Kleists zur Revolution und sein damit eng verbundener Versuch der eigenen Positionierung gegenüber der Gesellschaft bleiben die zentralen Konflikte seines Lebens. Aber er findet nach der Abreise aus Paris Zeit zum Schreiben, in knapp 10 Jahren entstehen jene literarischen Werke, mit denen wir seinen Namen noch heute verbinden. Die zweite Hälfte seines Lebens hat begonnen. Aber er hat nicht zu sich selbst gefunden, konnte auch in der Privatheit keine innere Stabilität finden: Am 21. November 1811 schließlich mündet die Zerrissenheit Kleists in einen letzten Akt der Auflehnung gegen die Normen der Gesellschaft: Er erschießt zuerst seine Freundin Henriette Vogel und danach sich selbst. Am Tag zuvor hatte er sich von seiner Bekannten Sophie Müller – die Frau Adam Müllers – verabschiedet: »Leben Sie wohl, unsere liebe, liebe Freundin, und seien Sie auf Erden, wie es gar wohl möglich ist, recht glücklich! Wir, unsererseits, wollen nichts von den Freuden dieser Welt wissen und träumen lauter himmlische Fluren und Sonnen, in deren Schimmer wir, mit langen Flügeln an den Schultern, umherwandeln werden.« (494) Und Henriette Vogel ergänzte: »Lebt wohl denn! Ihr, meine lieben Freunde, und erinnert Euch in Freud und Leid der zwei wunderlichen Menschen, die bald ihre große Entdeckungreise antreten werden.« (494).